

Landespflege und Naturschutz

Gift schafft Freiraum - Insekten an der Schwalbenwurz im Hirschacker

Ein Aufruf an POLLICHIANer zur Artenkartierung im zweiten Gebiet des Nationalen Naturerbes unserer Region

Nach dem zweiten biozönotischen Grundprinzip der Ökologie von August Thienemann beherbergen Lebensräume mit extremen Umweltfaktoren nur wenige Arten, diese aber oft in riesigen Beständen. Thienemann bezog sich auf die wenigen Arten der massenhaften Würmer im sauerstoffarmen Wattboden oder die oft einzige Art von Kleinkrebsen in Salzlagunen. Das Prinzip trifft aber regelhaft zu und kann bei uns etwa am Beispiel von Insekten an Giftpflanzen demonstriert werden. Diese bieten nur

wenigen daran angepassten Herbivoren Nahrung, sind aber für die meisten Pflanzenfresser unbekömmlich. Die wenigen Angepassten haben daher ein Futtermonopol und können häufig werden. Ein hübsches Beispiel dafür fand der Verfasser im Rahmen seiner Arbeit für ein ehrgeiziges Projekt des gestaltenden Naturschutzes, im ganz taufriisch geschaffenen Nationalen Naturerbegebiet Hirschacker zwischen Mannheim und Schwetzingen. Viele POLLICHIANer dürften wissen, was Nationales Naturerbe bedeutet, wenigstens aus einem POLLICHIA-Buch, das den Ebenberg bei Landau schildert, das erste Naturerbegebiet in unserer Region und im Besitz der Bundesstiftung Umwelt. Im Hirschacker entsteht derzeit das zweite derartige Reservat bei uns, allerdings unter der Obhut und im Grundeigentum der Naturerbestiftung des Naturschutzbundes (NABU), und ist daher

vielleicht in der POLLICHIA noch eher unbekannt. Ein Blick zu den Nachbarn im NABU lohnt aber, und es wäre höchst wünschenswert, wenn sich auch die Artenkenner in der POLLICHIA dem Hirschacker zuwendeten, um ihre Fachkenntnisse in eines der ehrgeizigsten Naturschutzvorhaben im Rhein-Neckar-Raum einzubringen.

Doch zunächst zurück zu den Giftpflanzen und dem Thienemannschen Prinzip. Der Hirschacker ist eine Dünenlandschaft auf Flugsand, die umfangreiche Bestände der Schwalbenwurz beherbergt. Im Mai 2015 bemerkte der Verfasser zunächst einige wenige blauschwarz glänzende Käfer auf der Schwalbenwurz eines Sandrasens im Hirschacker, die als **Schwalbenwurz-Blattkäfer** oder **Blauer Schwalbenwurz-Käfer** (*Chrysochus asclepiadeus*, oft auch in der Gattung *Eumolpus* geführt) bestimmt wurden (Abb. 1). In den folgenden acht Wochen wurde dieser Käfer immer häufiger und verzehrte den großen Trupp der Futterpflanze (Abb. 2), bis nur noch blattfreie Stengelreste unter dichten Insektenrauben verblieben (Abb. 3). Die Kalamität war auf einen Standort von etwa 100 Quadratmeter beschränkt, während die übrigen Vorkommen der Schwalbenwurz im Umfeld verschont blieben. In dem Maße, wie die Sprosse dem Fraß zum Opfer fielen, sammelten sich immer mehr Käferleichen am Erdboden rings um die verbleibenden Stengelstrünke; offenbar „zieht es *Chrysochus* vor“, durch selbst verschuldeten Futtermangel zu verhungern, statt an nicht befallene, üppige Bestände der Schwalbenwurz in nur 250 m Entfernung auszuweichen. Der Käfer soll verkümmerte Flugmuskeln haben und ein schlechter Ausbreiter sein, der isolierte Standorte kaum effizient besiedelt. Aber daß die Art derart standorttreu ist, überrascht dann doch. Die geringe Fähigkeit zur Dispersion könnte auch begründen, daß Schwalbenwurz-Blattkäfer viel weniger weit verbreitet sind als ihre Futterpflanze. Die Sammlungen im Pfalzmuseum für Naturkunde (Bad Dürkheim) enthalten

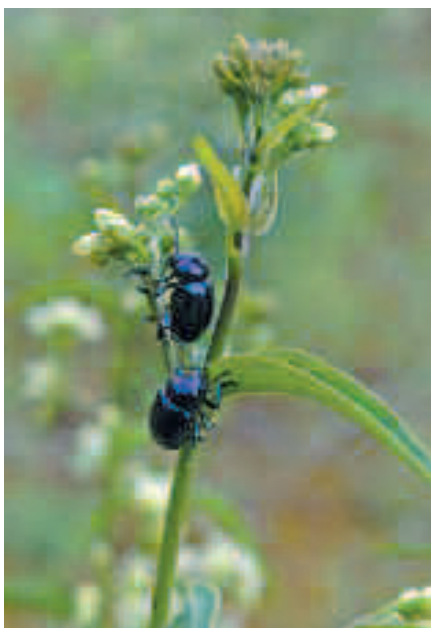


Abb. 1: Portrait des Schwalbenwurz-Blattkäfers im Naturerbegebiet Hirschacker. Die Käfer sitzen an ihrer ausschließlichen Futterpflanze, der Weißen Schwalbenwurz. (Foto: Frank-Thomas Nürnberg)



Abb. 2: Schwalbenwurz auf dem früheren Hubschrauberlandeplatz des ehemaligen US-Militärgeländes Hirschacker. Aspekt ohne Käferbefall. (Foto: A. Schreiber)

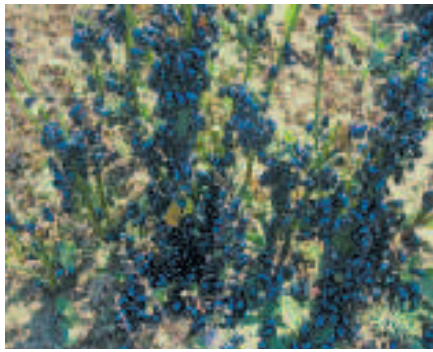


Abb. 3: Massenbefall durch den stark gefährdeten Schwalbenwurz-Blattkäfer auf der größten Freifläche des Hirschackers im Mai und Juni 2015.

3a: Dichte Käfertrauben bedecken die Sprosse der Schwalbenwurz.



3b: Auf etwa 100 Quadratmetern wird die Futterpflanze bis auf kurze Strünke abgefressen.



3c: Die Kalamität löst sich durch Futtermangel langsam auf. Noch im Folgejahr trieben diese Stauden nur kümmerlich aus. (Foto: A. Schreiber)

diese Art nicht (F. Wieland, pers. Mitt.), woraus zu schließen ist, daß die dem Hirschacker benachbart liegenden Vorkommen der Schwalbenwurz in der Pfalz nicht besiedelt werden. Nach derzeitigem Wissen ist der Blattkäfer bei uns auf den Hirschacker beschränkt. Eine Arealkarte der ARGE Südwestdeutscher Koleopterologen zeigt als einzige weitere Vorkommen in Südwestdeutschland den Kaiserstuhl und die Schwäbische Alb (<http://entomologie-stuttgart.de/ask/node/5355&sprache=d&menu=ste&mode=vbk>). Trotz dieses punkthaften Vorkommencharakters des Hirschackers ist der hiesige Bestand aber numerisch bedeutend und nicht erkennbar gefährdet, solange die seinerzeit von der Naturschutzbehörde in Karlsruhe angeregte Zurückdrängung der vermeintlich überhand nehmenden Schwalbenwurz durch Ausreißen nicht weiter betrieben wird. Seine Massenentfaltung im Jahr 2015 umfasste mehrere 1000 Käfer allein auf etwa 100 Quadratmetern, während andernorts über geschätzte 10 Hektar ein zerstreutes Vorkommen von Einzeltieren festgestellt wurde. Im Südwesten gibt es keine Rote Liste für Blattkäfer, auf der bundesdeutschen wird unsere Art aber in Kategorie 2 (= „stark gefährdet“) und auf der bayerischen in Kategorie 1 (= „vom Aussterben bedroht“) geführt.

Die Weiße Schwalbenwurz enthält in allen Teilen ein Gemisch giftiger Glykoside und Saponine („Vincetoxin“), die nach Genuß beim Menschen zu vielfältigen Vergiftungen führen (Durchfall, Nierenschäden, Herzrhythmusstörungen, Fieber, Atemlähmung); die Giftigkeit der Schwalbenwurz gilt nicht nur Herbivoren, sondern über allelopathische Ausscheidungen der Wurzel auch konkurrierenden Gewächsen. Ihr taxonomischer Name *Cynanchum vincetoxicum* bedeutet im griechischen Gattungsnamen „Hundetöter“ und im Artnamen „Giftbesieger“ (die Gifte der Schwalbenwurz wurden früher als Gegengift nach Schlangenbiß eingesetzt). *Chrysochus*

scheint große Mengen der grünen Sprosse unbeschadet zu verwerten, und seine unterirdisch lebenden Larven fressen für 1 - 3 Jahre bis zur Verpuppung sogar die noch giftigeren Rhizome, wo die Toxine angereichert vorliegen. Andere Arten dieser Käfergattung scheiden aus weiteren Hundsgiftgewächsen absorbierte Fraßgifte sogar in ihrem Wehrsekret auf der Haut ab, um ihre Freßfeinde abzuschrecken. Dieses Verhalten ist für *C. asclepiadeus* aber nicht nachgewiesen. Sein bitteres Abwehrsekret, das am Brustschild ausgeschieden wird, enthält v. a. Aminosäuren.

C. asclepiadeus hängt nicht nur völlig von seiner einzigen Futterpflanzenart ab, sondern kann ohne wesentliche Futterkonkurrenz durch andere Käfer, die vom Gift der Schwalbenwurz abgehalten werden, sogar so große Bestände aufbauen, daß er die Population der Schwalbenwurz aktiv reguliert. 2015, im Jahr der Kalamität, kamen die abgefressenen Pflanzen weder zur Blüte noch konnten sie offenbar ihre unterirdischen Speicher mit Nährstoffen befüllen, denn im Folgejahr trieben die geschwächten Pflanzen nur kümmerlich aus und blieben es seither. Der vorher üppige Bestand war so gut wie verschwunden, und Käfer wurden an dem Standort der Vorjahreskalamität gar nicht mehr gesehen. Diese Rolle als Gärtner der Schwalbenwurz versucht man in Nordamerika auszunutzen, wo verschiedene eingeschleppte Arten der Gattung Schwalbenwurz als invasive Fremdlinge betrachtet werden, die es zu kontrollieren gilt. Man möchte den europäischen *C. asclepiadeus* als deren natürlichen Regulator in die USA einführen und führte zur Abschätzung der möglichen ökologischen Folgen zahlreiche Untersuchungen zur Lebensweise und Physiologie dieser in ihrer europäischen Heimat kaum beachteten Art durch. Daher ist deren Biologie relativ gut bekannt.

Als im Frühsommer 2015 die Käfer-Kalamität bereits abzuflachen begann, explodierte

ein zweites an die Giftstoffe der Schwalbenwurz adaptiertes Insekt im Hirschacker, die **Schwalbenwurzwanze (*Tropidothorax leucopterus*)**. Auch diese fand sich in größeren Konzentrationen (Abb. 4), wurde aber niemals so häufig wie der Käfer. Die Ansammlungen lösten sich zudem bald auf, und die Wanzen saßen dann einzeln im gesamten Areal zerstreut auf der Futterpflanze - sie ist offenbar ausbreitungsfreudiger als der Käfer. Zudem scheint die Bindung an die Schwalbenwurz weniger ausschließlich zu sein als bei letzterem. Zur Familie der Bodenwanzen (Lygaeidae) gehörend fällt sie durch ihre markante rot-schwarze Signaltracht auf, die nachweislich eine Warnfärbung darstellt, welche für Vögel einprägsam ist und diese vor dem Verspeisen der zudem wohl bitter schmeckenden Körper abschrecken soll. Die Tiere nehmen die Fraßgifte der Schwalbenwurz auf und lagern sie in ihr Gewebe ein. Im kontrollierten Experiment mieden Vögel diese Art als Futterobjekt, besonders dann, wenn die Wanzen zuvor artgemäß mit Säften der Schwalbenwurz ernährt worden waren. Die Wanze wurde aber im Wahlversuch auch dann signifikant seltener als Futter akzeptiert, wenn man sie mit alternativer, giftfreier Nahrung genährt hatte: Offenbar schreckt bereits allein die rot-schwarze Färbung oder aber das Stinksekret der Art ab, auch ohne Verstärkung durch Toxine. In der Tat verbergen sich die Wanzen kaum, und man sieht sie im Frühsommer überall im Hirschacker verteilt sitzen, auffällig mit den dunkel grünen



Abb. 4: Schwalbenwurzwanze im Hirschacker. Vorübergehende Ansammlung fortgeschrittener Nymphen und Imagines, die sich bald zerstreuen. Die Adulten leben einzeln. (Foto: A. Schreiber)

Sprossen ihrer Nährpflanze kontrastierend. *T. leucopterus* ist ein südliches Faunenelement, das sich seit einigen Jahrzehnten in Europa nordwärts ausbreitet. Lange Zeit galt sie in Deutschland auf den Kaiserstuhl beschränkt, dehnt sich aber seither aus; RENKER (2007) zeichnete diese Expansion nach (Fauna Flora Rheinland-Pfalz 11: 219 - 222). Im Hirschacker wurde sie vor mindestens 25 Jahren nachgewiesen, inzwischen hat sie über das Mittelrheintal sogar das südliche Nordrhein-Westfalen erreicht. Die Wanze bleibt aber überall auf punkthafte Einzelvorkommen beschränkt und fehlt bisher den Sammlungen im Pfälzermuseum in Bad Dürkheim (F. Wieland, pers. Mitt.); Pfälzer Entomologen sollten verstärkt auf sie achten. Wo sie punkthaft vorkommt, scheinen individuenstarke Populationen typisch zu sein - ein erneuter Hinweis auf das Thienemannsche Prinzip und angesichts der großen Futterbiomasse der Schwalbenwurz auch nicht überraschend.

Noch eine dritte Insektenart hängt von der Schwalbenwurz ab, die **Schwalbenwurz-Höckereule (*Abrostola asclepiadis*)**. Sie ist der einzige heimische Großschmetterling, der mit den Toxinen dieser Pflanze zurechtkommt. Die Raupe frißt deren Blätter und der Falter saugt den Blütennektar, besucht aber wohl auch die Blüten anderer Pflanzen. Die auffällige Zeichnung der Raupe (Abb. 5) wird als Warntracht zur Abschreckung von Vögeln gedeutet, sie unterscheidet sich jedenfalls im Aussehen deutlich von der Zeichnung verwandter Eulenfalter, welche mit der Nahrung keine Pflanzengifte aufnehmen. Der Schmetter-



Abb. 5: Raupe der Schwalbenwurz-Höckereule im Hirschacker. Einziger Fund während einer Nachtfalter-Exkursion unter Leitung von Frau M. Hubbuch im Sommer 2016. (Foto: Frank-Thomas Nürnberg)

ling steht in Baden-Württemberg und in Gesamtdeutschland auf der Vorwarnliste der Roten Liste. Der Nachweis des eher unscheinbar braunen Falters gelingt am besten mit der nächtlichen Lichtfalle, aber auch die Raupe bewegt sich vornehmlich nachts frei auf den Sprossen und verbirgt sich tagsüber unter den Blättern. Im Hirschacker wurde die Art noch nicht systematisch gesucht und bisher nur über das einzige Exemplar einer Raupe nachgewiesen, und zwar am 25.8.16 spät abends von Teilnehmern (C. Weidner) einer von Frau Magdalena Hubbuch geleiteten Nachtfalter-Exkursion. Es war Glück, daß Herr F.-T. Nürnberg dieses Tier fotografieren konnte. Die Häufigkeit im Gebiet bleibt also noch abzuklären.

Aufruf zur Einbringung von Expertise in ein ambitioniertes Projekt

Drei gefährdete, ökologisch eng von derselben Giftpflanze abhängende Insekten, von denen mindestens zwei überregional bedeutende und aktuell kaum bedrohte Populationen haben, belegen das faunistische Interesse des Hirschackers. Dieser Beitrag möchte daher in der POLLICHIA das Interesse an diesem Gebiet wecken, in der Hoffnung, daß das im Hirschacker angelauene, ehrgeizige Langfristprojekt des Naturschutzes von der Artenkenntnis weiterer Naturkundler profitiert. Der Hirschacker besteht aus einer spät- und nacheiszeitlichen Flugsanddecke, die zu niedrigen Dünen aufgeweht ist. Die Sande entstammen den Rheinschottern und sind primär kalkhaltig, örtlich aber bereits oberflächlich

entkalkt.

Am Ostrand fällt die Sandtafel in einer Geländestufe zu einem prähistorischen Neckarlauf ab, wo auf fossilem Auenlehm einer der letzten naturnahen Eichen-Hainbuchen-Wälder des Raums Mannheim-Ludwigshafen wächst; dieser wurde im neuen NABU-Naturerbegebiet in den Prozessschutz entlassen.

Die anders kaum nutzbaren Sandböden des Hirschackers waren über Jahrhunderte eine extensive Waldweidelandschaft der Stadt Schwetzingen, wo durch Weideverbiß offene Sandrasen und eine kleine *Calluna*-Zwergstrauchheide entstanden, sowie im eichenreichen Hutewald mächtige und ausdrucksstarke Solitäräume. 1937 wurde die ertragsarme Sandlandschaft militärisches Übungsgebiet, und diese Nutzung setzte nach 1945 die US Army fort, die den Übungsbetrieb erst zu Beginn der 1990er Jahre aufgab. Die militärische Nutzung verhinderte die ansonsten am Rande des Ballungsgebietes Mannheim drohende Umwandlung der freien Landschaft in Anlagen für Gewerbe und Naherholung, und sie hielt die Sandheide buschfrei und offen. Das Militärgelände hielt zudem den Ansturm der Erholungssuchenden ab, weshalb ein bedeutendes Brutvorkommen der störungsempfindlichen, am Boden brütenden Heidelerchen bis kürzlich überdauerte. Allerdings wurden in den 1980er Jahren die meisten Offenflächen durch überdachte Kiefernsonnungen aufgeforstet, die zu sterilen Monokulturen eng stehender Baumstangen auswuchsen. Dieses „grüne Plastik“ verinselte die Offenlandflächen bis auf



kleine und voneinander isolierte Relikte. Nach Abzug der Amerikaner folgten zwei Jahrzehnte Schwebezustand, der in einem unkontrollierten Zustrom erholungssuchender Stadtbewohner resultierte. Diese schätzen, was von der historischen, parkartig gegliederten Weidelandschaft übrig blieb, die sommerliche Heideblüte und die wunderschönen Huteebäume, leider aber auch den weichen Sandboden als idealen Rennplatz für Haushunde. Trotz mittlerweile erfolgter Ausweisung als NSG wird die Anleinplicht seither kaum beachtet, und die Bodenbrüter sind offenbar aufgrund der zahllosen Hunde verschwunden.

2015 übertrug die Bundesregierung endlich den größeren Teil des Hirschackers (knapp 120 ha), darunter sämtliche wertvolle Sandrasen, an die Naturerbestiftung des NABU. Diese verpflichtet sich im Gegenzug, das Areal für den Naturschutz zu entwickeln, und nahm den Hirschacker in ein erstes, fünfjähriges Großprojekt („Lebensader Oberrhein“) für die Biotopentwicklung auf (www.lebensader-oberrhein.de). In diesem Projekt werden noch bis 2019 Entwicklungsmaßnahmen umgesetzt. Die sterilen Kiefernforste aus der Militärzeit wurden durch Rodungsgassen aufgebrochen, so daß sämtliche Sandrasenrelikte seit Winter 2016/2017 wieder miteinander durch Offenland vernetzt sind und knapp 5 ha zusätzliche Sandrasen allmählich entstehen. Das Herausziehen der Wurzelstubben zwecks Schaffung von Sandrohboden auf fast 5 ha war sehr aufwendig, denn ein Kampfmittelräumdienst mußte jeden Stubben einzeln freigeben, um die Waldarbeiter nicht durch möglicherweise verborgene Kampfmittelreste zu gefährden.

Ein Lichtwaldkonzept schafft in den auch zukünftig unter Wald verbleibenden Kiefernhochwäldern der Flugsanddecke lichte Waldstrukturen, stellt alte Eichen frei, verbreitert Waldsäume und entnimmt unerwünschte Arten wie Götterbaum, Robinie, Rot-Eiche, Traubenkirsche oder übermäßig viele Birken. Ein Wegekonzept ist in Arbeit, um das überdichte Wegenetz des militärischen Übungsbetriebs zurückzufahren und um die zukünftige Verkehrssicherungspflicht in den in Prozeßschutz zu entlassenden Wäldern mit erwartungsgemäß zunehmendem Bruch- und Totholz zu vereinfachen.

Drei akut vom Aussterben bedrohte und besonders wertgebende Pflanzenarten werden derzeit in der Zwischenkultur zweier Botanischer Gärten aus autochthonen Samen kurzzeitig vermehrt und seit Herbst 2015 wieder am Originalstandort ausgebracht. Ein Beweidungskonzept ist in Arbeit, um die Sandrasen und die Heide auch langfristig vor Verwaldung zu schüt-



Abb. 6: Biotopentwicklung im Naturerbegebiet Hirschacker. Auf knapp 5 ha werden sterile Kiefernstangengehölze samt ihrer Wurzelstubben entnommen, letzteres unter Einsatz des Kampfmittelräumdienstes. Damit entstehen Biotopkorridore mit nacktem Sandrohboden zur Vernetzung der verinselten Sandrasen.

zen, was derzeit vom Pflegetrupp des NABU in mühsamer Handarbeit geleistet wird. Allerdings bedeutet es fast die Quadratur des Kreises, in einem von Spaziergängern und ihren Hunden wimmelnden Gebiet in direkter Nähe zu Autobahn und ICE-Bahnlinie eine extensive Beweidung mit frei laufenden Schafen und Ziegen zu organisieren. Schließlich werden vom Pflegetrupp einige unerwünschte krautige Neophyten aus den Sandrasen zurückgedrängt und eine umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit betrieben; an Wochenenden sind Projektbotschafter zur Unterrichtung erholungssuchender Besucher des Hirschackers unterwegs.

Angesichts dieser aufwendigen Maßnahmen steht die weitere naturkundliche Erforschung dieses über Jahrzehnten hinter Militärsäumen abgeschirmten Areals zurück. Nur die Pflanzenwelt auf den Rodungsflächen unterliegt von Projektseite einem Monitoring. Geldmittel für bezahlte Erfassungen aller Organismen sind nicht vorhanden. Gute Kenntnisse über die Naturlaustattung liegen nur für die Blütenpflanzen vor, etwas tiefere Einsichten gibt es zudem zur Vogelfauna und schon weniger zu den Wildbienen und Heuschrecken. Die Nachtfalter werden derzeit von einem Mitglied der POLLICHA ehrenamtlich über Lichtfänge kartiert. Alle übrigen Organismen bedürfen jedoch zukünftig verstärkter Aufmerksamkeit: Das gilt im besonderen Maße für die überaus reichlichen Flechten, Moose und Pilze, aber auch für Spinnen, Schnecken und die übrigen Insektengruppen. Da das Gebietsmanagement auch durchaus tiefer in die Biotopstruktur eingreifende Maßnahmen beinhaltet, wie Rodung, Beweidung

und Mahd, wäre die Erfassung weiterer Organismengruppen höchst wünschenswert, um die wertgebenden Arten zu erkennen und in der Biotoppflege zu berücksichtigen.

Worin läge der Reiz für einen Artenkenner, sich dem Hirschacker erfassend zuzuwenden? Zunächst besteht berechtigte Aussicht, daß dabei gewonnene Einsichten tatsächlich im Gebietsmanagement berücksichtigt werden, daß man also nicht „auf Halde“ forscht, sondern für die Praxis. Sodann ist der Hirschacker für sehr interessante Artenfunde gut: Die am stärksten wertgebenden Arten sind zu erwarten in trockenwarmen Säumen, Sandrasen, *Calluna*-Zwergstrauchheide und lichtem „Steppenwald“. Es wird an dieser Stelle darauf verzichtet, die Highlights des Hirschackers anzupreisen, um keinen unnötigen Naturtourismus anzuregen. Die wertvollsten Arten haben nämlich überwiegend einen prekären Erhaltungszustand, wenn auch einige weitere im Gebiet ihre bedeutendsten Vorkommen in SW-Deutschland haben könnten. Die Höhepunkte im Hirschacker haben biogeographisch fast alle eine östlich-kontinentale Herkunft, sind Arten mit Bezug zu den osteuropäischen Waldsteppen, Steppenwäldern und Sandrasen. Einige davon haben im Hirschacker einen weit vorgeschobenen Vorposten nahe ihrer westlichen Arealgrenze. Demgegenüber treten trotz der im Sommer heißen und austrocknenden Biotope submediterrane Elemente zurück.

Die Sandrasen entsprechen nur kleinräumig einer der klassischen Pflanzengesellschaften der Pflanzensoziologie. Kleinräumig gibt es zwar gute Silbergrasfluren und etwas



ausgedehnter ist die trockene Sandheide vorhanden, aber die meisten Offensande tragen keine echten Rasen, sondern ein Gemisch von Stauden und Therophyten der trockenwarmen Waldsäume und der Ruderalvegetation. Offenbar ist seit den militärischen Störungen des Bodens noch nicht genug Zeit für das Erreichen einer stabilen Klimax vergangen. Typisch sind auch von Jahr zu Jahr schwankende Aspekte. Aber selbst die ruderalen Neophyten sind teilweise für den Floristen bemerkenswert, etwa der Dreiblütige Nachtschatten, der Klebrige Gänsefuß oder die Sparrige Flockenblume. Erfasser der noch nicht bearbeiteten Gruppen dürfen auf attraktive kontinentale Arten mit osteuropäischer Affinität hoffen, sofern deren Überleben mit dem bis kürzlich heftigen Stören der Vegetationsdecke durch das Militär vereinbar ist.

Am attraktivsten ist der Hirschacker im Frühjahr, nachdem die gelben Polster des Frühlings-Fingerkrauts und der rosarote Sand-Thymian die ersten Farbtupfer in den Sand zeichnen. Etwas später prangen geradezu spektakuläre Blütenteppiche des Heide-Günsels, der bis halbhektargroße Blauteppeiche in die Dünen zaubert, ergänzt durch das zarte Himmelblau des Sand-Vergißmeinnichts und das Violett-Braunrot der Hundszungen. Die blau leuchten Flächen des Heide-Günsels erreichten nach den Pflegeregungen eine für unsere Region einzigartige Ausdehnung – man muß schon in die Natternkopf- oder Lavendelblüte der Mittelmeerregion reisen, um noch flächigeres Blütenblau zu sehen. Die Pracht dauert aber nur wenige Tage an und man braucht Glück, sie anzutreffen (2016 fiel die Hauptblüte auf die Pfingsttage). Nachher vertrocknet die Sandvegetation, die Frühlingstherophyten sterben und in der Sommerhitze erscheint der Hirschacker leblos graubraun, wenn nicht sogar langweilig. Erst im Hochsommer belohnen die huschenden Massen der Blauflügeligen Ödlandschrecke wieder den Besucher, ehe dann die Blüte der Besenheide (die aber andernorts in unserer Region eindrucksvoller zu sehen ist) einen letzten Glanzpunkt im Jahr setzt. Danach bleiben bis zum folgenden Frühling wieder alle Schätze des Hirschackers verborgen.

Man erreicht den Hirschacker ganz einfach. Die Autobahn 656 Mannheim-Heidelberg wird an der Ausfahrt MA-Seckenheim verlassen. Man biegt an der Ausfahrt nach Süden in Richtung MA-Friedrichsfeld/Schwetzingen ab, bis etwa 2 km südlich der Autobahnausfahrt, unmittelbar nach Einfahrt in den Hardtwald, rechterhand ein Wanderparkplatz kommt. Von diesem aus spaziert man den schnurgerade nach Westen verlaufenden Waldweg (Schranke), von dem man nach etwa 200 m in die zweite

nach links führende Abzweigung einbiegt. Dieser kleine Pfad entlang eines Fichtenriegels führt in Kürze zu einer Holzhütte, hinter der sich die Kernflächen öffnen.

Seriöse Artensucher müssten bedenken, daß der Hirschacker auch ein Naturschutzgebiet ist, daß hier das Wegegebot gilt und daß Ausnahmen davon und für das Einsammeln von Organismen für Bestimmungszwecke einer Genehmigung der Naturschutzbehörde in Karlsruhe bedürfen. Diese wird aber bei gut begründeten Anfragen leicht gewährt.

Der Verfasser bietet ernsthaft Interessierten an, sie durch gemeinsame Begehung ins Gebiet und Projekt einzuführen und an die jeweils zuständigen Verantwortlichen im Projekt zu vermitteln. Für notwendige Befahrung des Gebiets zum Transport von Gerätschaften für die Tiererfassung kann ein Schlüssel für die Wegebeschränkung organisiert werden. Tatsächlich Interessierte werden eingeladen, sich beim Verfasser zu melden.

PD Dr Arnd Schreiber
Heidelberg
arnd.schreiber@web.de

Der Beitrag ist in alter Rechtschreibung gehalten.

Alarmstufe Rot: Alle Vögel sind ... nicht mehr da

Ein Plädoyer für unsere gefiederten Mitgeschöpfe

Wir füttern sie durch den Winter (oder auch ganzjährig) und erfreuen uns an ihrem Gesang im Frühling. Zu kaum einer anderen Klasse der Tiere hat der Mensch ein innigeres Verhältnis als zu den Vögeln. Sie sind weit verbreitet - ob im Stadtpark, im Hausgarten, sogar mitten in der Stadt - überall um uns können wir sie antreffen.

Manche werden bisweilen lästig wie z. B. die Stadtauben, andere locken wir mit Nistkästen gezielt in unsere Nähe.

Frühling ohne Vogelgesang - undenkbar! Aber es ist stiller geworden um uns herum. Im Chor der heimischen Singvögel fehlen immer mehr Stimmen. Die aktuelle Rote Liste der Vögel in Deutschland macht dies deutlich:

- 261 heimische Vogelarten gelten derzeit als regelmäßige Brutvögel, 45 % davon sind in ihrem Bestand gefährdet (also fast die Hälfte).
- Von 118 gefährdeten Arten sind 13 % / 15 Arten bereits ausgestorben, z. B. Blaura-

cke und Gänsegeier.

- 19 Arten sind stark gefährdet.
- 27 Arten gelten als gefährdet.
- 18 Arten werden in der Vorwarnliste geführt. Dazu gehören u. a. Kuckuck und Haussperling.

Diese Zahlen sollten uns nachdenklich stimmen. Sie machen deutlich, was offensichtlich ist. Der heimischen Vogelwelt geht es schlecht - schlechter denn je! Seit der letzten Aktualisierung der Roten Liste vor neun Jahren hat sich der Bestand vieler Vogelarten negativ entwickelt. Es trifft zunehmend auch einstige Allerweltsvögel. Eine Schwalbe macht zwar noch keinen Sommer..., aber ein Sommer ohne Schwalben? Leider ist diese Vorstellung gar nicht so abwegig und in manchen Gemeinden und Ortschaften bereits traurige Realität. Selbst altbekannte, liebgewonnene Vogelarten wie Mehl- und Rauchschnalbe leiden heute unter den veränderten Lebensbedingungen durch die negativen Einflüsse des Menschen (fehlende Brutmöglichkeiten, Insektenarmut). Sogar der Star macht sich mittlerweile rar.

Besonders dramatisch, fast hoffnungslos erscheint die Situation der Feld- und Wiesenvögel. Rebhuhn, Kiebitz, Feldlerche, Brachvogel u. v. m. - ihr Lebensraum schwindet stetig oder wird so massiv verändert, dass ein Überleben nicht mehr möglich ist. Allein 1 Mio. Hektar Wiesenflächen wurden in den letzten 25 Jahren vernichtet.

Unsere Äcker und Felder sind heute reine Produktionsflächen - maschinengerecht (kein Strauch, kein Baum) und lebensfeindlich. Eine ausgeräumte Landschaft ist für die heimische Vogelwelt als Lebensraum verloren.

Hauptschuldig daran ist die moderne Landwirtschaft. Viele Vogelarten haben in den letzten Jahren Zuflucht und Ersatzlebensräume im Siedlungsbereich des Menschen gefunden. Grünanlagen, Gärten und Parks bieten ihnen Nahrung und Nistmöglichkeiten. Noch - denn Städte sind vor allem Lebensraum des Menschen und er bestimmt, wie viel Natur sich wie und wo ausbreiten darf.

Dies bekommen auch unsere Vögel deutlich zu spüren. Ihre Lebensbedingungen verschlechtern sich zunehmend.

- Insektenarmut durch Einsatz von Spritzmitteln
 - Stetig wachsender Verkehr
 - Flächenverbrauch durch Bebauung
 - Einheitsgrün in Park- und Grünanlagen
 - Naturferne Gärten (Schotterbeete)
 - Geschützte Rückzugsräume ohne Schutz
- So viele Probleme, mit denen unsere gefiederten Mitgeschöpfe fertig werden müssen - und es kommen immer neue dazu. Klimawandel und Energiewende bringen weitere